

PHODIDAS NDAMYUMUGABE

ICH HABE ÜBERLEBT

GOTTES WIRKEN IN RUANDAS DUNKELSTER STUNDE



ADVENT
VERLAG

Originaltitel: *Preaching from the Grave*

© 2019 Pacific Press Publishing Association, Nampa, Idaho (USA), alle Rechte vorbehalten. Deutschsprachige Ausgabe gemäß einer Lizenzvereinbarung mit dem Copyrightinhaber.

Projektleitung: Jessica Kaufmann

Übersetzung: Heidemarie Klingeberg

Lektorat: Jens-Oliver Mohr

Korrektorat: Inga Bertz, Nicole Spöhr

Einbandgestaltung: Laura Heither, studioheither.de

Satz: rimi-grafik, Celle

Gesamtherstellung: Thiele & Schwarz GmbH, Kassel

Die Bibelzitate sind der Lutherübersetzung (revidiert 2017,

© 2016 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart) entnommen.

1. Auflage 2026

© 2026 Advent-Verlag GmbH · Pulverweg 6 · 21337 Lüneburg

Internet: www.advent-verlag.de · E-Mail: info@advent-verlag.de

produktsicherheit@advent-verlag.de

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ohne Zustimmung des Verlags ist unzulässig und strafbar. Das gilt auch für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Alle Rechte vorbehalten – Printed in Germany

ISBN: 978-3-8150-2001-2

Inhalt

Vorwort	9
Einführung in die deutsche Ausgabe	11
Kapitel 1 Schöne Kindheitserinnerungen	17
Kapitel 2 Vorbereitung auf die Krise	23
Kapitel 3 Gestärkt durch sein Wort	31
Kapitel 4 Identitätsnachweis	41
Kapitel 5 Auf dem Todespfad	49
Kapitel 6 An der Seite der Toten kämpfen	59
Kapitel 7 Zwischen einem „Dämon“ und einem „Engel“	67
Kapitel 8 Die vorzeitige Befreiung feiern	75
Kapitel 9 Lieber durch Erschießen sterben	83
Kapitel 10 Wenn Geld nicht weiterhelfen kann	91
Kapitel 11 Gib mir Flügel oder Feuer!	99
Kapitel 12 Vom Grab aus predigen	111
Kapitel 13 Von Mördern bedient	117

Kapitel 14	Die erstaunliche Lösung für eine unerträgliche Situation.	123
Kapitel 15	Bereit, für einen Freund zu sterben.	135
Kapitel 16	Befreiung aus dem Busch.	143
Kapitel 17	Auf die harte Tour lernen.	153
Kapitel 18	Eroberung von Feindesland	159
Kapitel 19	Die Mörder meiner Familie lieben.	167
Kapitel 20	Ein Amerikaner weigert sich zu gehen	177
	Danksagung.	188

Vorwort

Dieses Buch schildert die persönlichen Erfahrungen von Dr. Phodidas Ndamyumugabe in der Zeit des Völkermords an den Tutsi 1994 in Ruanda. Teile der Geschichte sind bereits in verschiedenen Veröffentlichungen erschienen. Einiges wurde weltweit in den vierteljährlichen Missionsberichten der Freikirche der Siebenten-Tags-Adventisten und gemeinsam mit einem Co-Autor im Buch *Rwanda, Beyond Wildest Imagination* herausgegeben.

Ich habe überlebt: Gottes Wirken in Ruandas dunkelster Stunde ist eine komprimierte Version seiner Geschichte. Das Buch erzählt, wie Gott durch Wunder in seinem Leben wirkte und viele seiner Gebete erhörte. Dr. Ndamyumugabe möchte den Lesern mit seiner Geschichte verdeutlichen, dass der Gott von Daniel, Schadrach, Meschach und Abed-Nego seinen Kindern heute noch genauso nahe ist wie jenen treuen Glaubenszeugen vor so langer Zeit!

Der Autor hofft, dass seine Leser verstehen: Gott kann immer noch Wunder wirken, wenn Menschen „getreu bis an den Tod“ (Offb 2,10) sind, so wie er es in der Vergangenheit für sein Volk getan hat – selbst wenn das eigene Überleben ungewiss ist.

Einführung in die deutsche Ausgabe

Um die Darstellungen in diesem Buch besser einordnen zu können, sind gewisse Hintergrundinformationen zur Geschichte Ruandas nötig. Auch eine Karte dieses afrikanischen Landes ist angefügt, damit Leserinnen und Leser die vom Autor beschriebenen Ortswechsel nachvollziehen können.

Zwischen April und Juli 1994 ereignete sich in Ruanda ein grausamer Völkermord: In nur hundert Tagen wurden schätzungsweise bis zu einer Million Menschen getötet – hauptsächlich Angehörige der Tutsi-Minderheit sowie moderate Hutu, die sich dem Morden widersetzen oder Tutsi schützten. Die Täter kamen aus den Reihen der Armee, der Präsidentengarde, der Polizei, der Verwaltung, der Milizen und aus weiten Teilen der Hutu-Zivilbevölkerung.

Die Wurzeln der Gewalt reichen bis in die Kolonialzeit zurück. Unter König Kigeri Rwabugiri entwickelten sich im 19. Jahrhundert soziale Unterschiede zwischen überwiegend mit Viehzucht befassten Menschengruppen – Tutsi – und Ackerbauern, die als Hutu bezeichnet wurden. Deutsche und später belgische Kolonialherren verfestigten diese Unterschiede im Sinne der Rassentheorie. 1933/34 führten die Belgier Ausweispapiere ein, die die angebliche ethnische Zugehörigkeit jedes Ruanders festschrieben. Tutsi waren als „überlegene Rasse“ in die Herrschaft eingebunden. Allerdings begann Belgien in den 1950er-Jahren damit, Hutu ebenfalls in die Verwal-

tung Ruandas einzubinden. Dies weckte Ängste der Tutsi vor einem baldigen Machtverlust, ohne zugleich weitergehende Ansprüche der Hutu zu befriedigen, die sich nach der alleinigen Macht oder zumindest nach dem entscheidenden Anteil der Machtausübung in Ruanda sehnten.

Ruanda wurde 1962 unabhängig. Nach gewaltsamen Unruhen und der sogenannten Hutu-Revolution übernahmen die Hutu die Macht. Zehntausende Tutsi flohen ins Ausland, mehrere Tausend wurden bei Pogromen getötet. Alle im Land verbliebenen Tutsi-Politiker wurden ermordet. Ab 1973 regierte Juvénal Habyarimana als Präsident. Es gelang ihm, die Konflikte zwischen Hutu und Tutsi zu unterbinden. Mitte der 1980er-Jahre geriet Ruanda jedoch in eine schwere Krise, die die Autorität des amtierenden Präsidenten untergrub. Am 1. Oktober 1990 begann von Uganda aus ein Angriff der Tutsi-Rebellenarmee Ruandische Patriotische Front (RPF), die das Ziel hatte, die Hutu-geführte Regierung Ruandas zu stürzen. Dieser Feldzug leitete einen Bürgerkrieg ein, der erst mit dem militärischen Sieg der RPF im Juli 1994 enden sollte.

Obwohl es zwischen den Konfliktparteien in Arusha Friedensverhandlungen gab, die 1993 zu einem Friedensvertrag führten, konnte die politische Spaltung in Ruanda nicht behoben werden. So wollte die „Hutu Power“-Bewegung Loyalitäten gegenüber den Parteien durch ein überparteiliches Bekenntnis zur Sache der Hutu ablösen, die angeblich durch die Tutsi bedroht war. Personen aus dem Umfeld des Präsidenten organisierten diese Bewegung mit dem Ziel, einen Staat ohne Tutsi und ohne oppositionelle Hutu etablieren zu können. Zur Vorbereitung des Völkermords gehörte die Entwicklung und Verbreitung einer Ideologie, die auf Vernichtung der Tutsi abzielte und jedes Zusammenleben mit ihnen als Verrat an den Hutu denunzierte.

Am 6. April 1994 wurde Präsident Habyarimana ermordet, indem sein Flugzeug beim Landeanflug auf Kigali abgeschossen wurde. Das war der Anlass für den Völkermord und zugleich für den erneuten Ausbruch des Bürgerkriegs zwischen den Regierungstruppen und der Rebellenarmee RPF. Innerhalb von dreißig Minuten begannen organisierte Morde an Oppositionellen. Militär, Präsidentengarde,

Polizei, Milizen und große Teile der Zivilbevölkerung töteten systematisch Tutsi und moderate Hutu. An Straßensperren wurden Menschen nach ihrer Identität gefragt und ermordet. Tutsi, die in Kirchen, Schulen und Stadien Schutz suchten, wurden mit Handgranaten und Schusswaffen angegriffen, Überlebende mit Macheten getötet. Tutsi hatten die größten Überlebenschancen, wenn die RPF den Landstrich eroberte, in dem sie sich aufhielten. Sobald die Rebellenarmee in einer Region die Macht übernahm, hörten die Völkermordaktionen auf. Erst der militärische Sieg der RPF Mitte Juli beendete das Morden und den parallel geführten Bürgerkrieg. Hunderttausende Hutu flohen daraufhin in den Ostkongo.

Der 1970 geborene Phodidas Ndamyumugabe berichtet in diesem Buch über seine Erlebnisse aus dieser Zeit. Sein Buch möchte neben all den beschriebenen Gräueln die Treue Gottes und die versöhnende Kraft des Evangeliums deutlich machen.

[Auf der nachfolgenden Seite die Karte von Ruanda:
Ruanda_deutsch_UNO-Karte.svg]

Titel: Karte Ruandas vor der Verwaltungsreform im Jahr 2006
Quelle: Wikimedia Commons, basierend auf einer UNO-Karte

Kapitel 1

Schöne Kindheitserinnerungen

Hört, meine Söhne, die Mahnung eures Vaters; merkt auf, dass ihr lernt und klug werdet! Denn ich gebe euch eine gute Lehre; verlasst meine Weisung nicht. Ein Sohn war ich bei meinem Vater, zart und einzig vor meiner Mutter, da lehrte er mich und sprach: Lass dein Herz meine Worte aufnehmen; halte meine Gebote, so wirst du leben. Erwirb Weisheit, erwirb Einsicht; vergiss sie nicht und weiche nicht von der Rede meines Mundes; verlass sie nicht, so wird sie dich bewahren; liebe sie, so wird sie dich behüten.

Sprüche 4,1–6

Ich wurde am 3. Oktober 1970 in Kibuye, einer Provinz etwa 130 Kilometer westlich von Kigali, der Hauptstadt Ruandas, geboren. Ich war der letzte Sprössling einer Familie mit acht Kindern. Eine der schönsten Erinnerungen an meine Kindheit ist das Gefühl verwöhnt zu werden – wie es viele „Nesthäkchen“ kennen. Ich stand im Mittelpunkt der elterlichen Zuneigung, und meine Geschwister dachten sich zahlreiche Kosenamen aus, um ihre Liebe zu mir und die Werte, die sie mir mitgeben wollten, zu bekunden. Ich wuchs als geliebtes Kind auf, aber ich stand auch vor der Herausforderung, die Erwartungen meiner Familie zu erfüllen.

In unserer Gegend war das Leben hart. Bereits in sehr jungen Jahren lernten wir zu arbeiten. Schon mit neun war ich für die Tiere unserer Familie verantwortlich. Dass ich mich um die Kühe kümmern sollte, gefiel mir gar nicht, besonders, wenn es draußen kalt war. Außerdem gehörte es zu meinen Aufgaben, turmhohe Bäume zu Brennholz zu verarbeiten.

Eine der größten Herausforderungen für mich bestand darin, jeden Morgen nach dem Aufwachen – egal ob bei Regen oder Sonnenschein – unsere Tiere auf die Weide zu führen, wo sie das Futter für den Tag bekamen. Meine Eltern erzogen uns dazu, unter allen Umständen hart zu arbeiten, egal, wie wir uns fühlten. Faulheit war nicht erlaubt. Sogar in der Mittagspause wurde von meiner Nichte und mir erwartet, ein paar Pflichten zu erfüllen, für die wir eingeteilt waren, bevor wir wieder zum Unterricht gingen.

Die Disziplin, die mir in diesem jungen Alter auferlegt wurde, hatte nichts mit unserer finanziellen Situation zu tun. In diesem ländlichen Gebiet besaß niemand viel Geld, aber wir hatten das Minimum, von dem wir leben konnten. Obwohl es Hausangestellte gab, die die meisten Arbeiten ohne meine Hilfe erledigen konnten, erwarteten meine Eltern von mir, bei den täglichen Pflichten zu helfen. Arbeit war ein Lebensprinzip, und jeder musste sich beteiligen, wenn er hoffte, in Zukunft unabhängig leben zu können.

Trotz der Schwierigkeiten des ländlichen Daseins in Westruanda brachte unser Leben in den Bergen viele Vorteile mit sich, die das luxuriösere Leben in der Stadt bei Weitem wettmachten. Einige dieser Segnungen verstehe ich erst jetzt, seit ich alt genug bin, um sie zu vermissen. Andere hatte ich bereits begriffen und geschätzt, als ich noch ein kleiner Junge war.

Meine Familie lebte an einem Ort, wo man kaum hundert Meter weit sehen konnte, ohne wieder auf einen Hügel zu stoßen. Sie sind charakteristisch für Ruanda, das als „Land der tausend Hügel“ bekannt ist. Aber Kibuye ist einzigartig. Es gibt dort auch Berge, sogar einige der höchsten des Landes, die für ein stets angenehmes Klima sorgen, es ist nie zu heiß oder zu kalt.

Der landschaftlich schönste Ort in diesem Teil der Welt ist wohl der Kivu-See, eine wunderschöne Wasserfläche, gespickt mit

kleinen, konisch geformten Inselchen, von denen man ins klare Wasser springen konnte. Diese Inseln beeindruckten mich als Kind. Als ich ein kleiner Junge war, gefiel es mir, wie ihre Schatten vom Wasser reflektiert wurden. Wenn die Sonne auf- oder unterging, leuchteten sie in verschiedenen Farben.

In unserer Kindheit brauchten wir keine Swimmingpools. Das klare Wasser des Sees, eingefasst von massivem weißem Vulkangestein, war perfekt. Die vulkanische Wärmeisolation hielt das Wasser auf einer beständigen Temperatur von ungefähr 24 Grad. So wurde der See zu einer guten Erholungs- und Erfrischungsquelle, unabhängig von der Wetterlage. Wenn es draußen kühl war, fühlte sich der See warm an, und wenn es draußen wärmer wurde, blieb das Wasser kühl.

Dieser herrliche See steht im Mittelpunkt vieler meiner Kindheitserinnerungen. Ich weiß noch, dass ich am See Tiere gehalten habe und in den Wassertiefen mit meinen Freunden nach Fischen getaucht bin. Und ich erinnere mich, wie ich als Kind mit nacktem Oberkörper ins kühle Wasser gesprungen bin, um mich während der Mittagshitze abzukühlen.

Noch größer als meine Wertschätzung der geografischen Lage meines Heimatdorfes ist das Bewusstsein, dass das Leben mit meiner Familie für mich den größten Segen bedeutete. Da ich in meiner großen Familie von acht Kindern der Letztgeborene war, waren viele meiner Nichten und Neffen in meinem Alter oder nur ein wenig älter. So hatte ich viele Freunde, die gleichzeitig zur Familie gehörten.

In allen Ferien besuchte ich meine Geschwister in ihrem Zuhause, einfach um das Zusammensein mit meinen Nichten und Neffen zu genießen. Das Leben war schön in diesem zarten Alter. Jede Ferienzeit war ein Fest. Nachdem die Aufgaben, die mir meine Mutter übertragen hatte, erledigt waren, machte ich es mir zur Gewohnheit, Zeit mit meinen Geschwistern zu verbringen – manchmal bei ihnen zu Hause, manchmal bei mir. Immer, wenn wir zusammen waren, blieben wir abends lange auf und badeten im Mondlicht oder lagen unter dem sternenklaren Himmel.

Oft tauschten wir afrikanische Geschichten aus, die unsere Eltern uns erzählt hatten, um uns kulturelle und biblische Werte mitzu-

geben. Wir hatten Spaß daran, uns mit unseren Geschichten gegenseitig zu übertreffen, und jeder kam an die Reihe. Das Leben war wundervoll, und die gegenseitige Zuwendung war unbestreitbar das Wichtigste in unserem Zuhause.

Obwohl ich mich in meiner Familie geborgen fühlte, spürte ich mit zunehmendem Alter die Notwendigkeit von Veränderungen. Meiner Familie ging es materiell verhältnismäßig gut. Meine Eltern konnten für die Familie sorgen, und es fehlte uns nicht an Kleidung oder Nahrung. Aber der Lebensstandard in Kibuye war so niedrig, dass es für normale Menschen schon schwierig war, nur ein Fahrrad zu kaufen. Wir waren mit unserem einfachen Leben zufrieden, aber als ich älter wurde und die nahe gelegenen Städte besuchte, bemerkte ich dort einen anderen Lebensstil. Bald hatte ich das Gefühl, ich sollte dafür sorgen, dass es meiner Familie besser ging.

Mit diesem Bewusstsein und aus Liebe zu meiner Familie beschloss ich, eifrig zu lernen und hart zu arbeiten, damit ich eines Tages das Leben meiner Familienmitglieder verändern könnte. Ich erinnere mich, dass ich – wie die meisten Kinder – oft von meinen Träumen erzählte und meiner Mutter versprach, eines Tages für unsere Familie zu sorgen und ihr ein glücklicheres Leben zu ermöglichen.

Meine Mutter war sehr fürsorglich, aber auch sehr streng zu mir. Als Kind hatte ich oft das Gefühl, ihre Anforderungen seien zu hart. Dennoch verstand ich schon in meiner Jugend, dass sie die beste Mutter war, die ich mir im Leben wünschen konnte.

Wenn Gäste anwesend waren oder meine Schwestern nach Hause kamen, was oft geschah, sprach sie darüber, wie lieb sie mich habe und was für ein guter Junge ich sei. Ich wusste, dass sie immer etwas Positives über mich zu sagen hatte, und das war ein tolles Gefühl.

Doch ihr Gesichtsausdruck konnte furchteinflößend sein, wenn ich wusste, dass ich etwas getan hatte, was ihr nicht gefiel oder nicht den Familienregeln entsprach. In solchen Augenblicken erkannte ich in ihren Augen den Unterschied zwischen Gut und Böse, Tugend und Laster. Die Konsequenzen meines falschen Verhaltens verdeutlichten mir, wie sehr Gott die Sünde verabscheute. Wenn ich das Richtige tat, zeigten mir ihre offen ausgedrückte Freude und ihr Lob für mich, wie Gott uns sieht, wenn wir seinen Willen erfüllen.

Wie andere Mütter kümmerte sie sich zu Hause um die Kindererziehung. Oft hörte ich meine Mutter sagen, sie würde gerne erfahren, was aus mir werden würde. Sie freute sich darauf mitzuerleben, wie ich meine Ausbildung abschließen und zu dem Mann werden würde, den sie sich vorgestellt hatte, als sie mich auf allen Gebieten erzog, ermutigte und begleitete. Aber wie es manchmal so kommt, hat sie unglücklicherweise nicht lang genug gelebt, um die Früchte ihrer Bemühungen zu ernten. Sie starb an einer unbehandelten Magenerkrankung, möglicherweise einem nicht erkannten Krebs, bevor ich das Gymnasium abschloss.

Was ich von meiner Familie gelernt habe, half mir, bereits in jungen Jahren eine tiefe Liebe zu Gott zu empfinden und die Bedeutung des Gehorsams zu erkennen. Ich weiß noch, dass ich mich schon in der dritten Klasse der Grundschule, mit neun Jahren, für ein Leben mit Jesus entschied. Wir wohnten nicht weit weg von unserer Kirche, sodass ich die Möglichkeit hatte, jeden Gottesdienst zu besuchen. Ich saß immer in der ersten Reihe, und wenn es einen Aufruf gab, nahm ich eifrig die Einladung des Pastors an, mich Gott zu weihen.

Die Kirche hatte eine große Bedeutung für mein Leben. Ich freute mich über jeden Gottesdienst, und jede Predigt hinterließ in diesen frühen Jahren einen überwältigenden Eindruck in meinem Denken. Ich erinnere mich immer noch an bestimmte Pastoren und ihre Predigten und Illustrationen.

Einige der berührendsten Momente im geistlichen Leben meiner Kindheit waren die Gebetszeiten. Unsere Kirchengemeinde besaß Trommeln, die damals verwendet wurden, um die Gemeindemitglieder zum Gebet zu rufen. Es gab Gemeindemitglieder, die Trommeln fertigen konnten, und jede Kirchengemeinde hatte fünf oder sechs davon. Vor jedem Gottesdienst schallte das Echo der Trommeln durch die Berge und rief uns zum Gottesdienst.

Gebetswochen waren unsere wichtigsten Zeiten. Da ich in der Nähe der Kirche wohnte, war ich oft früher auf den Beinen als alle anderen. Manchmal begann ich, die Trommel schon einige Stunden vor Sonnenaufgang zu schlagen. Ich wollte jeden Dorfbewohner aufwecken, damit er zur Kirche kommen konnte, die für Siebenten-Tags-Adventisten das Zentrum des geistlichen und sozialen Lebens

darstellte. Manchmal trommelten wir stundenlang. Das hatte nichts mit Tanz zu tun, der Rhythmus klang so schön und rief Jung und Alt zum Gottesdienst.

Alles verändert sich, aber eines sollte das Erbe meiner Vergangenheit und mein künftiges geistliches Leben prägen. Unter meinen sieben Geschwistern gab es eine Schwester, die Gott anscheinend noch mehr liebte als alle anderen. Sie hatte die Bibel in ihrer Jugend von Anfang bis Ende durchgelesen und alle ihre Lieblingsverse unterstrichen. Als sie verheiratet war, brachte sie allen unseren Familienmitgliedern immer Geschenke mit. Jeder bekam etwas, und weil ich glaubte, mich würde sie am meisten lieben, dachte ich, ich würde auf jeden Fall ein Geschenk verdienen. Als sie alle Mitbringsel verteilt hatte, fragte ich mich, was ich bekommen würde! Ich war ihr ein wenig böse, denn es schien, als hätte sie mich vergessen.

Ich dachte, da wären keine materiellen Dinge mehr übrig, die sie mir geben könnte, aber sie hatte eine Überraschung zurückgelegt. Eines Morgens kam sie zu mir und sagte, das Geschenk, das sie für mich beiseitegelegt habe, sei eine Bibel. Es war keine neue Bibel, sondern ihre alte Bibel, mit unterstrichenen Texten und Verheißungen. Da ich keine eigene Bibel hatte, nahm ich sie mit einer gewissen Abneigung an. Dies war nicht das, was ich erwartet hatte. Das war tatsächlich eine Überraschung! Erst später merkte ich, dass dies eines der besten Geschenke war, die man mir jemals hätte machen können.

Von da an las ich immer in meiner Bibel, wenn ich nicht gerade in der Schule war. Ich wusste nicht, was dies für mich Jahre später bedeuten sollte. Zu jener Zeit war die Lektüre für mich wie eine feste Verabredung.

Als ich diese Bibel durchlas, fühlte ich mich am meisten vom Buch der Sprüche angezogen. Ich erinnere mich, in diesem Buch von der Bedeutung der Weisheit gelesen zu haben. Jedes Mal, wenn ich Textabschnitte und Geschichten aus der Bibel las, hatte ich das Gefühl, sie würden mich ganz persönlich ansprechen. Die Geschichte von Elias Glaubenstreue beeindruckte mich stark.

Ich betete oft, Gott möge mir helfen, so weise zu werden, wie er mich haben wollte, und darum, ich möge so standhaft sein wie Elia am Berg Karmel.

Kapitel 4

Identitätsnachweis

Gott ist unsre Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns getroffen haben. Darum fürchten wir uns nicht, wengleich die Welt unterginge und die Berge mitten ins Meer sanken, wengleich das Meer wütete und wallte und von seinem Ungestüm die Berge einfielen.

Psalm 46,2–4

Am Abend des 6. April 1994 kam das Unheil über Ruanda. Den ganzen Tag über hatte ich mit einer Gruppe von Freunden gebetet. Bei meiner Rückkehr nach Hause ging ich zum Haus meines ersten Gemeindeleiters, um mit ihm einige kirchliche Angelegenheiten zu besprechen. Zu meinem Erstaunen befahl ihn nach ein paar Minuten im Gespräch eine seltsame Angst, und er bat mich, sofort nach Hause zu gehen.

Als er mich zum Zaun begleitete, der sein Haus umgab, sahen wir im Osten der Stadt etwas wie eine riesige Sternschnuppe vom Himmel fallen. Das Ganze dauerte wesentlich länger als das übliche Phänomen einer Sternschnuppe. In Wirklichkeit war es das Flugzeug mit Juvénal Habyarimana, dem Präsidenten von Ruanda, und Cyprien Ntaryamira, dem Präsidenten von Burundi an Bord. Ihre Maschine war gerade abgeschossen worden. Die zwei Präsidenten waren von

Daressalam, der Hauptstadt Tansanias, angereist. Sie hatten dort an einem Gipfeltreffen zu Verhandlungen zwischen der ruandischen Regierung und der Ruandischen Patriotischen Front teilgenommen.

Zu Hause angekommen, hörte ich eine offizielle Ankündigung im nationalen Radiosender, bis auf weitere Anordnung der zuständigen Behörden dürfe niemand das Haus verlassen. Wir verbrachten die gesamte Nacht im Gebet, dachten jedoch, die Lage würde sich bald wieder normalisieren. Inzwischen nahmen die Schießereien in der ganzen Stadt zu. Jedes einzelne Haus wurde von Regierungstruppen und Milizionären auf der Suche nach Tutsi durchforstet, um sie zu töten.

In Kigali war es völlig unmöglich, am Morgen des 9. April in die Kirche zu gehen. Überall wurden Menschen umgebracht, und die Miliz hatte an jeder Ecke Straßensperren errichtet. Da ich das Risiko nicht eingehen wollte, zwei Kilometer zu unserer Kirche zu gehen, lud ich meine Nachbarn zu einer Gebetsversammlung in mein Haus ein. Wir hatten alle Angst vor dem, was passierte. Wenige kamen, und gegen neun Uhr begannen wir mit unserer Versammlung.

Für unseren geistlichen Impuls hatte ich das Kapitel „Die Zeit der Trübsal“ aus dem Buch *Vom Schatten zum Licht* von Ellen White ausgewählt. Dies sei ein passendes Thema angesichts der Grausamkeiten, die sich in unserem Land ereigneten, dachte ich mir. Ich leitete das Gebetstreffen. Ich wollte die Aufmerksamkeit der von Angst erfüllten Gruppe auf die Tatsache lenken, dass Gott versprochen hat, seinem Volk selbst in der Zeit seiner härtesten Prüfung nahe zu sein. Dabei bezog ich mich auf die Erfahrung Jakobs, der mit dem Engel rang, bis dieser ihn segnete. Ich schlug vor, im Gebet mit Gott zu ringen, und erinnerte die Anwesenden daran, dass er in einer solchen Zeit der Trübsal unser Schild sei.

Als ich las und die Textabschnitte auf unsere aktuelle Lebenssituation übertrug, gab es plötzlich eine Unterbrechung. Sechs bewaffnete Milizionäre kamen an mein Gartentor. Sie rüttelten an der Tür und brüllten laut. Ich konnte sie durch das Glas der Eingangstür erkennen. Da es keinen anderen Ausweg gab, öffnete meine Haushaltshilfe ihnen die Tür. Sie schrien weiter und drohten, ihre Waffen abzufeuern. Sie befahlen uns allen, sitzen zu bleiben, und umstellten uns.

„Die Ausweise!“, befahl einer, anscheinend der Chef der Gruppe. Einige unter uns waren Tutsi, andere nicht. Die Tutsi hatten ihre Ausweise weggeworfen, da sie ihre Identität verraten und somit ihren Tod bedingen würden. Die Hutu zeigten ihre Ausweise und ich tat so, als würde ich meinen ebenfalls zeigen. Ich griff in meine Gesäßtasche und zeigte meine Wohnerlaubnis, da diese keine ethnische Identifikation aufgedruckt hatte. Aber der Erlaubnisschein sah anders aus und erregte sofort die Aufmerksamkeit des Mannes, der in meiner Nähe stand. Er riss ihn mir aus der Hand und verlangte, ihnen meinen nationalen Ausweis zu zeigen. Ich wusste, dass ich in großen Schwierigkeiten war. Dann zog ich schnell, wenn auch widerwillig, meinen Tutsi-Ausweis aus meiner Hemdtasche. Ich reichte ihm das Dokument, und mir war völlig klar, was dies bedeutete. Sie suchten nach Tutsi, um sie zu töten, und nun wäre ich ihr nächstes Opfer.

Sobald der Milizionär gemerkt hatte, dass ich Tutsi war, verkündete er den anderen ganz aufgeregt seine Entdeckung. „Fertig machen zum Töten!“, rief er.

Sofort hielten alle Männer ihre Macheten über meinen Kopf und warteten auf das Signal, um mich in Stücke zu hauen. Einen Augenblick lang fühlte ich mich ganz benommen. Ich stand nun im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Inzwischen achteten die Milizionäre nicht weiter auf die restlichen Mitglieder der Gruppe und schienen sie ganz vergessen zu haben. Sie konnten nicht beweisen, dass sie Tutsi waren, aber wenigstens hatten sie einen gefunden. Ich betete still zu Gott, er solle etwas tun. Die Milizionäre beschuldigten nun meine Freunde, mit einem Tutsi zu sympathisieren, den sie, wie sie sagten, als Feind betrachten müssten. Um ihr eigenes Leben zu retten, sagten die meisten von ihnen, nicht gewusst zu haben, dass ich Tutsi sei.

Dann plötzlich – die Macheten schwebten immer noch über meinem Kopf – empfand ich den starken Drang, etwas zu sagen. Als ich den Kopf hob und den Mann ansah, der den Befehl gegeben hatte, spürte ich eine starke Kraft in mir. Schnell und mit ungewöhnlicher Kühnheit hielt ich meine Bibel hoch und erklärte mit Festigkeit: „Auf diesem Ausweis steht *Tutsi*, aber auf meinem Herzen steht *Bürger des Himmels*.“

Der Kommandant der Miliz schlug mir die Bibel aus der Hand. Voller Wut warf er sie zu Boden und trampelte auf ihr herum. Da schloss ich wieder die Augen und ließ enttäuscht den Kopf hängen. Ich betete: „Herr, ich dachte, du würdest in einem solchen Moment für mich kämpfen, doch jetzt wirst du verspottet und dein Wort wird mit Füßen getreten! Möchtest du nicht irgendetwas tun?“

Ich war überzeugt, Gott würde handeln. Er war immer noch Gott, und er hatte alles in der Hand! Jeder saß da, starr vor Angst. Die Macheten befanden sich immer noch über meinem Kopf, bereit zum Angriff, aber niemand sagte ein Wort. Trunken vom Blut der vielen, die er bereits getötet hatte, stand der Kommandant nun vor Gott, der unsichtbar herrschte. Während der Kommandant permanent brüllte, fuhr ich fort zu beten. Plötzlich veränderte sich die Stimmung.

„Zeig uns dein Schlafzimmer“, befahl der Kommandant, und er bedeutete mir aufzustehen.

Als ich aufstand und ihn in mein Schlafzimmer führte, dachte ich: *Er hat beschlossen, mich so zu töten, dass meine Freunde und Nachbarn es nicht mitbekämen.* Als ich den Raum betrat, legte ich alles in Gottes Hände. Mein Gebet war einfach und direkt: „Herr, steh mir jetzt zur Seite.“ Als wir eintraten, schlossen sich zwei Kollegen des Kommandanten an und sie begannen, meine wenigen Besitztümer zu durchwühlen. Sie nahmen alle Schuhe, die sie finden konnten, fünftausend ruandische Franc und alles andere, was sie für nützlich hielten. Dann brachten sie mich aus dem Schlafzimmer zurück ins Wohnzimmer, wo noch alle anderen saßen. Meine Freunde waren erstaunt, als ich lebend zurückkam.

Als sich das Drama weiter entfaltete, betete ich still mit jedem Atemzug. Mir war bewusst, dass diese Menschen mein Leben jeden Moment auslöschen konnten, wenn Gott mich nicht beschützte. Plötzlich sprach der Kommandant der Miliz die ganze Gruppe auf eine Art und Weise an, dass man den Eindruck gewann, er sei geistesgestört. Ich war immer noch von wütenden Mördern umringt, die nur auf den letzten Befehl zum Töten warteten. Meine Freunde waren sprachlos; sie wussten nicht, ob sie mit mir zusammen getötet werden würden.

Anstelle eines Tötungsbefehls (auf den sich die Milizionäre freuten) schaute mich der Kommandant durchdringend an und sagte: „Wir werden dich nicht töten, sondern die Präsidentengarde² rufen, damit sie kommen und dich lebendig verbrennen.“

Als er das sagte, zog einer seiner Männer, der mit dieser Entscheidung nicht glücklich war, schnell sein Messer und stach mich mit aller Kraft zwei Mal in den Kopf, zwischen mein rechtes Ohr und den Scheitelpunkt meines Kopfes. Ich kann nicht erklären, was passierte! Ich erwartete eine starke Blutung, aber ich fühlte keine ernstliche Verletzung, nicht einmal eine Wunde! Es war nur ein wenig Blut in meinen Haaren. Der Herr hatte ein Wunder getan und mich vor den Stichen gerettet, die mein Leben beenden sollten.

Als die Tötungsabsicht nachließ und einer nach dem anderen seine Machete sinken ließ, befahl mir der Kommandant, ihm die Hausschlüssel zu geben. Ich wusste, Gott hatte meine Gebete erhört. Diese Gruppe hatte bereits andere Menschen im Ort getötet, unser Haus war einfach nur das nächste in der Reihe. Es gab für sie keinen Grund, mich und meine Freunde zu verschonen – abgesehen davon, dass Gott auf wunderbare Weise eingegriffen hatte.

Mit meinem Schlüssel schlossen sie uns im Haus ein. Sobald sie weg waren, knieten wir uns hin und beteten gemeinsam. Wir dankten Gott für die Wunder, die er vor unseren Augen getan hatte. Wir legten unsere nahe Zukunft in seine Hände, in dem Bewusstsein, dass die Präsidentengarde in Kürze kommen würde, um uns – wie angekündigt – lebendig zu verbrennen. Ich setzte meine Andacht aus dem Buch *Vom Schatten zum Licht* mit demselben Kapitel fort. Die meisten konnten sich nicht mehr auf meine Worte konzentrieren. Sie waren sichtbar erschüttert von dem, was passiert war. Eine Frau schlug vor, dass ich sie anstelle einer Andacht einzeln beten lassen sollte, bis die Präsidentengarde eintraf. Ich stimmte zu.

Als ungefähr eine Stunde vergangen war, klopfte ein etwa zehnjähriges Mädchen an meine Haustür. Wir wussten nicht, was wir erwarten sollten. Sie schob meine Hausschlüssel durch den Spalt unter der Tür. Als ich ihr die Tür öffnete, meinte sie, auf der Straße seien

² Die Eliteeinheit der nationalen ruandischen Armee.

ihr sechs Milizionäre begegnet. Sie hätten ihr gesagt, sie solle uns die Schlüssel bringen. Ihre Mutter gehörte zu unserer Gruppe.

Als das Mädchen und ihre Mutter sich auf ihren Heimweg gemacht hatten, beschlossen meine anderen Nachbarn, ebenfalls nach Hause zu gehen. Ich respektierte ihre Entscheidung, bat sie jedoch inständig, weiter zu beten. Nun war ich mit meinen zwei Freunden übrig geblieben. Jules war Hutu, Paul Tutsi und ein junger Mann, Toto, war ein Hutu, der als Haushaltshilfe für uns arbeitete.

Inzwischen war es Mittag geworden. Als wir Gott für alles gedankt hatten, gingen meine Freunde und ich hinaus, um uns nach diesen anstrengenden und schlimmen Stunden ein wenig die Füße zu vertreten. Wir waren kaum ein paar Meter gelaufen, als wir denselben Milizkommandanten, bewaffnet mit einer Pistole und einem großen Messer, auf mein Gartentor zukommen sahen. Wir wussten, jetzt würde es wieder Ärger geben. Schnell zogen wir uns ins Haus zurück. Ich ergriff meine Bibel, und wir versuchten, durch die Hintertür und über den Zaun zu entkommen. Als wir über den Zaun sprangen, trafen wir auf Milizionäre, die das Haus bereits umzingelt hatten. Es waren dieselben Männer, die mich schon einige Stunden zuvor hatten töten wollen. Dieses Mal waren sie entschlossen, mich um jeden Preis umzubringen. Es gab kein Entkommen. Ich hatte nur noch eine Option: Gott um seinen Schutz durch ein Wunder zu bitten. Die Männer befahlen mir, mich auf den Bauch zu legen, und warteten auf ihren Kommandanten, der durch das Gartentor kam. Inzwischen umzingelten mich die Milizionäre.

Schließlich erreichte uns der vor Wut rasende Kommandant. Da ich auf dem Bauch lag, konnte ich ihn nicht kommen sehen, aber ich hörte ihn brüllen und fluchen. Ich wusste, dass er mich umbringen wollte.

„Ich werde dir die Kehle durchschneiden!“, rief er, als er näher kam. Ich hörte, wie er sein großes Messer aus der Scheide an seiner Seite zog, und fühlte seine Spitze an meinem Hals. Als die Klinge schon fast meinen Hals berührte, rollte eine seltsame Welle aus Kraft und Mut durch meinen Körper. Ich erhob meine Bibel, die ich fest an meine Brust gepresst hatte, zeigte auf ihn und schrie: „Vergieße kein unschuldiges Blut!“

Sofort zog er sein Messer zurück. Er wurde fahrig und eigenartig, als hätte ihn etwas Mysteriöses befallen. Er warf das Messer weg, hob beide Hände und brüllte mich an. Es sah so aus, als fühlte er sich bedroht. Eine ganze Weile redete er sinnlose Worte, als hätte er den Verstand verloren. Alle schauten ihn an. Seine Untergebenen fragten sich, was mit ihm passiert war.

In diesem ganzen Durcheinander wurde ich Zeuge eines anderen bemerkenswerten Wunders. Ich bin überzeugt, dass Gott handelte, als ich ihn am meisten brauchte. Die Erinnerung an diese Erfahrung stärkt meinen Glauben, und ich weiß, ohne den Herrn wäre mein Leben zu Ende gewesen.

Während der Kommandant in seiner Verwirrung herumschrie, saßen Paul und Jules bewegungslos ein paar Meter entfernt. Niemand sagte etwas zu ihnen. Sie waren überrascht und wussten nicht, was sie sagen sollten oder was passieren würde. Sie fürchteten, die Mörder würden sich ihnen zuwenden, und hielten still, da jede Bewegung die Aufmerksamkeit auf sie richten konnte. Offensichtlich war ich das Ziel der Milizionäre, und sie waren zu sehr damit beschäftigt, über mein Schicksal zu entscheiden, um an irgendjemand anderen zu denken.

Nach einigen Minuten sagte der Kommandant anklagend: „Warum bist du weggerannt, wenn du kein Komplize bist und dich für unschuldig hältst? Steh auf und geh zurück ins Haus!“

„Ich werde nicht mehr weglaufen“, sagte ich, als ich aufstand und mit Paul und Jules zurück ins Haus ging. Meine potenziellen Mörder standen sprachlos da.

Wir schlossen die Tür hinter uns, fielen auf die Knie und dankten Gott. Wir priesen ihn, weil er uns ein weiteres Mal das Leben gerettet hatte.

Gegen drei Uhr morgens kam derselbe Milizkommandant zurück. Ich vermute, er war in einem weiteren Mordauftrag unterwegs zu einem Ziel, das nur er und seine Leute kannten. Dieses Mal war er mir wohl freundlicher gesinnt. Er war wie ein Freund und rief von der Tür, ohne das Haus zu betreten: „*Murokore* [treu Ergebener], bist du da? Du versteckst nicht irgendwelche Tutsi hier, oder?“

„Ich bin hier“, antwortete ich.

Hier waren wir, offensichtlich schutzlos, aber Gott hatte um mein Haus eine Schutzmauer errichtet. Die Mörder würden nun einen Bogen um mein Haus machen und uns nichts tun, während sie unsere Nachbarschaft nach anderen Tutsi absuchten, um sie zu töten. In Kigali wurden Tausende umgebracht. Selbst für mich war die Gefahr nicht vorbei. Meine Freunde und ich ergriffen in dieser kurzen Zeit der Ruhe die Gelegenheit, Gott für seinen Schutz zu danken und um Frieden für unser bedrängtes Land zu bitten.

Ich war nicht der Einzige, den einige Milizionäre *Murokore* genannt hatten. Ich erinnere mich an einen Tutsi, einen Mitbruder meiner Kirche, der in seinem Umfeld für seine Freundlichkeit bekannt war. Als der Genozid ausbrach, weigerte sich die Miliz, ihn oder seine Familie anzurühren. Alle Milizionäre, die ihn töten sollten, erinnerten sich an seine Güte und ließen ihn am Leben. Eines Tages kamen zwei Tutsi, ein neunjähriger Junge und ein siebenjähriges Mädchen, zu ihm. Sie suchten Schutz, nachdem Milizionäre ihre Eltern umgebracht hatten. Er nahm sie auf. Die Miliz hatte sie auf dem ganzen Weg bis zu seinem Haus verfolgt. Als sie ankamen, stellten sie die gleiche Frage, die der Milizkommandant mir gestellt hatte: „*Murokore*, versteckst du irgendwelche Tutsi?“

„Nein“, antwortete er.

„Die ganze Zeit warst du ein Heiliger, aber nun lügst du. Wir haben gesehen, wie die beiden Kinder in dein Haus gekommen sind!“, versicherten die Mörder.

Der Mann gab die Wahrheit zu und erklärte, wie leid es ihm tat, dass er gelogen hatte. Er versuchte, mit ihnen zu argumentieren, und sagte, wenn sie in seinem Haus Zuflucht gesucht hätten, hätte er sie genauso versteckt wie diese Kinder. Er flehte umsonst um ihr Leben. Die Mörder meinten, hätte er sie nicht belogen, hätten sie die Kinder verschont. Die Lüge des „heiligen“ Mannes hatte sie enttäuscht, meinten sie, und zur Strafe töteten sie den Jungen und ließen nur das Mädchen am Leben.

Kapitel 5

Auf dem Todespfad

Seid getrost und unverzagt, fürchtet euch nicht und lasst euch nicht vor ihnen grauen; denn der HERR, dein Gott, wird selber mit dir ziehen und wird die Hand nicht abtun und dich nicht verlassen.

5. Mose 31,6

Am Abend des 13. April kündigte die Miliz an, niemand dürfe in dieser Nacht in seinem eigenen Haus übernachten. Jeder müsse sich der Miliz anschließen und bis zum Morgengrauen in den Straßen patrouillieren. Es hatte Gerüchte gegeben, dass die Ruandische Patriotische Armee (RPA)³ anrückte. Wegen meines Tutsi-Ausweises traute ich mich nicht, mein Haus zu verlassen, und außerdem durfte ich auch nicht hinausgehen. Für sie war ich ein Tutsi, ein Verräter, ein weiterer Todeskandidat. Ich musste zu Hause warten, aber meine beiden Freunde Paul und Jules gingen. Die Miliz stellte alle entlang der Straße auf und befahl ihnen aufzupassen. Sie wollten das Volk als Schutzschild gegen die heranrückende Armee benutzen.

Wie mir meine Freunde später berichteten, sahen sie um Mitternacht eine Gruppe Soldaten vor ihnen auf der Straße marschieren. Ihr militärisches Auftreten wirkte anders als üblich. Es waren

³ Ein Begriff für die kämpfenden Truppen der Ruandischen Patriotischen Front.

vorüberziehende RPA-Soldaten. Die Miliz und die Leute bei ihnen versteckten sich im Busch, bis die Soldaten vorbeimarschiert waren.

Als die Soldaten weg waren, wurden die Milizionäre wild. Sie trieben alle Menschen zusammen, denen sie befohlen hatten, in der Nacht mit ihnen zu wachen. Sie sagten ihnen, die Lage habe sich geändert, und ordneten an, jeder solle nach Hause zurückkehren und warten.

„Morgen kommen wir in aller Frühe und töten alle Tutsi, die noch am Leben sind. Wir werden niemanden verschonen!“, betonten sie.

Paul und Jules kamen nach Mitternacht zurück in mein Haus. Als sie eintraten, schienen sie bekümmert, müde und entsetzt. Ich fragte sie, was los gewesen war, aber sie wollten nichts sagen. Das erschien mir verdächtig. Ich studierte ihren Gesichtsausdruck und vermutete, es stünde etwas Schlimmes bevor. Ich drängte sie weiter, mir zu sagen, was passieren würde, aber sie blieben stumm.

Ich wusste, dass sie sich meiner wegen Sorgen machten und sich nicht trauten, mir schlimme Nachrichten zu überbringen. Nachdem ich sie mindestens drei Mal ohne Erfolg gefragt hatte, wurde ich langsam ungeduldig mit ihnen.

„Bruder Jules, kennst du mich nicht?“, fragte ich. „Meinst du, ich werde jetzt alle Hoffnung auf Gott verlieren? Denkst du, Gott wird mich jetzt im Stich lassen, nachdem er mich durch alle Schwierigkeiten hindurchgeführt hat, die ich erlebt habe?“

Als er meine große Frustration heraushörte, merkte Jules, dass er nicht länger schweigen konnte. Nach einer Pause sagte er: „Wir möchten es dir nicht mehr verheimlichen. Wir hatten beschlossen, es dir nicht zu erzählen, aber nachdem du darauf bestehst, sagen wir es dir jetzt: Morgen kommt die Miliz, um dich zu töten. Sie haben ganz klar gesagt: Sie werden keinen Tutsi verschonen.“

Angesichts der Nachricht, die mir meine Freunde verraten hatten, meinte ich: „Selbst wenn die ganze Armee antreten würde, um mich zu töten, würde es ihnen nicht gelingen, wenn Gott es ihnen nicht erlaubte. Sie werden mich nicht umbringen. Lasst uns Gott bitten, sich um die Sache zu kümmern.“

Sie waren einverstanden, und wir begannen zu beten. Unser Gebet hatte eine einfache Struktur. Wir beteten reihum und machten

immer wieder Pausen zum Nachdenken. Wir erwähnten, was Gott in den letzten paar Tagen bereits für uns getan hatte, und schütteten ihm unser Herz aus.

Doch als wir beteten, sagte mein Freund Paul kein Wort. Ich dachte, er wäre so betrübt, dass er keinen Mut hätte zu beten. Er schwieg zwei oder drei Stunden lang, während Jules und ich weiterbeteten. Nach diesen Stunden des Schweigens sprach er ein außergewöhnliches Gebet. Es war anders als alle anderen Gebete. Es lehrte mich eine Lektion, die ich mein Leben lang niemals vergessen werde.

Er betete: „Herr, die französische Regierung hat ihre Bürger ausgeflogen. Auch die Amerikaner haben ihre Leute herausgeholt. Die Belgier haben die Ihren gerettet. Wir wissen, dass wir dein Volk sind. Es gibt Nahrung, die wir nicht essen, Getränke, die wir nicht trinken. Es gibt Schulen, die wir nicht besuchen, denn wir sind nicht von dieser Welt. Nun sind böse Menschen um uns, und wir haben keinen Ort, zu dem wir gehen können. Bist du nicht viel mächtiger als die Amerikaner und die Franzosen? Herr, komm und rette dein Volk!“

Dieses Gebet und die Art und Weise, wie es erhört wurde, überzeugten mich, dass der Gott, dem wir dienen, wahrhaft Gott ist. Er kann antworten und erretten, wenn wir beten.

Nach vielen Gebeten waren wir alle überzeugt, dass Gott die Lage beherrschte und uns nichts passieren würde, was gegen seinen Willen ging. Wir konnten in dieser Nacht nicht schlafen, weil wir nicht unvorbereitet einem Angriff ausgesetzt sein wollten. In der Morgendämmerung saß ich auf meinem Bett, ging in mich und betete still. Da hörte ich jemanden rufen. Jemand rüttelte am Tor und brüllte, dass wir ihn hereinlassen sollten.

„Macht auf! Ich werde euch in diesem Haus verbrennen!“, schrie er.

Ich erwartete, dass mein Freund Paul das Tor öffnete, da sie mich suchten, aber er war starr vor Angst. Wir dachten alle, die Miliz sei gekommen, um den bösen Plan der letzten Nacht in die Tat umzusetzen.

Paul rief: „Ich mache Ihnen auf! Ich ziehe mir nur noch schnell was an.“

Aber er zitterte so, dass er keinen einzigen Schritt machen konnte. So wartete er noch länger und öffnete das Tor nicht. Er bewegte sich

nur nervös auf der Stelle wie in einem Käfig. Inzwischen betete ich inständig und bat Gott, einen Engel an unser Tor zu stellen, sodass uns niemand etwas tun konnte.

Plötzlich gab es eine heftige Explosion in der Nähe meines Hauses, danach war es ganz still. Später erzählte uns jemand, dass auf den brüllenden Milizionär geschossen wurde und er um sein Leben gerannt war. Ich weiß nur, dass die Miliz nicht kam. Wieder hatte Gott seinen Schutz über uns ausgebreitet und die tobende See beruhigt.

Wir waren verschont worden und dankbar dafür, aber das nächste Drama nahte bereits. Nachdem die Sonne aufgegangen war, sahen wir, dass sich viele aus der Umgebung dicht um unser Haus sammelndrängten. Offensichtlich flohen sie von den Orten, wo die Kämpfe am heftigsten waren. Sie kamen auf der Suche nach einer Zuflucht und fanden ein leeres, hohes Gebäude in der Nähe meines Hauses. Tatsächlich bot dieser Bau überhaupt keinen Schutz, weil alle, die sich dort versteckt hatten, am Ende brutal umgebracht wurden. Von meinem Haus aus konnte ich sehen, wie sie aus den Fenstern der oberen Stockwerke geworfen wurden. Die Miliz wartete unten, und alle, die noch nicht tot waren, als sie am Boden aufschlugen, wurden in Stücke gehauen.

Innerhalb von Tagen hatte sich die gesamte Situation dramatisch verändert. In Kigali tötete die Miliz Tausende Tutsis. Sie brachten auch etliche gemäßigte Hutu um, vor allem Politiker, die das barbarische Vorgehen der Regierung gegen die Tutsi nicht billigten. Menschen rannten um ihr Leben, und überall regierte die Angst. Pierre, ein Mitglied meiner Kirche – ein Hutu –, kam in mein Haus, um zu sehen, ob ich noch am Leben war. Er brachte mir ein paar Kekse, weil er merkte, dass ich tagelang nichts gegessen hatte. Es erstaunte ihn zu hören, wie Gott unser Leben bewahrt hatte.

Pierre schlug vor, in eine andere Provinz zu fliehen. Ich dachte über diese Möglichkeit nach, meinte aber, mein Tutsi-Ausweis würde die Sache für mich schwierig machen. Pierre bat mich, ihn zu zerreißen, aber ich weigerte mich. Ich sagte ihm, ich wolle nicht lügen, indem ich meine Identität verleugnete und mich als Hutu ausgab. Ich erklärte, dass Gott es war, der mich in der Vergangenheit gerettet hätte, nicht ein Ausweis oder irgendeine eigene Aktion. Ich beschloss,

eher zu sterben und ehrlich zu bleiben, als zu lügen, um am Leben zu bleiben.

Als Pierre merkte, dass ich nicht nachgeben würde und dass er nichts weiter tun konnte, sah er mir in die Augen und sagte: „Wenn du so einen großen Glauben hast, dann lass uns gehen!“

Ich bat meine Freunde, zum Gebet zusammenzukommen, und dann – meinen Tutsi-Ausweis in der Hand – starteten wir unsere Reise.

Da Jules und Pierre beide aus Gitarama stammten, meinte Pierre, wir könnten dort bei ihren Eltern sicher sein. Er schlug vor, Kigali zu verlassen und in die südliche Provinz Gitarama zu fliehen, wo es seiner Meinung nach friedlich wäre.

Pierres Bruder Samson schloss sich uns an. Mit unserem Haushaltshelfer Toto waren wir nun sechs. Wir waren bereit, den tödlichen Pfad vor uns zu betreten. Ich packte ein paar meiner Habseligkeiten ein, die aus ein paar Büchern, einem großen Kofferradio und einigen Kleidungsstücken bestanden. Einer meiner Freunde trug die Bücher, und ich nahm das Radio. Ich wollte es mir vor das Gesicht halten, um von den Mördern unbemerkt zu bleiben, die die ethnische Zugehörigkeit eines Menschen oft mit einem Blick in sein Gesicht beurteilten.

Wegen der vor uns liegenden Gefahren aufgrund meiner Identität hatte Pierre sich einen Plan ausgedacht, der mich durch Kigali schleusen sollte, da wir auf dem Weg nach Gitarama durch Kigali mussten. Am Anfang unserer Reise bat er um meinen Ausweis und legte ihn unter seinen. Seine Strategie: Wenn jemand uns nach unseren Ausweisen fragte, würde Pierre als Erstes seinen Hutu-Ausweis zeigen. Wenn ich an der Reihe wäre, würde er sagen, er habe meinen Ausweis, dann zurückkommen und ihnen erneut seinen präsentieren.

Wir begannen unsere Reise durch Kigali am Freitag, dem 15. April, gegen neun Uhr morgens. Der Weg war lang, nicht wegen der Entfernung, sondern wegen der vielen Straßensperren und Ereignisse, die uns aufhielten. An jeder dieser Straßensperren und sogar dazwischen gab es Ausweiskontrollen durch die Milizen, die jeden mit dem Vermerk „Tutsi“ im Ausweis eliminieren sollten.

Als wir mein Haus verließen, gab es kein Versteck und keinen sicheren Weg mehr. Überall wurden Menschen getötet, nur weil sie Tutsi waren. Ich ging etwa hundert Meter. Niemand beachtete mich, bis wir die erste Straßensperre erreichten.

Als ich die bewaffneten Mörder erblickte und die Menschen, die auf einer Seite warten mussten, betete ich innerlich, Gott möge uns helfen, diese erste Straßensperre sicher zu passieren. Pierre wandte seine Strategie an. Er näherte sich dem Mörder, der seinen Ausweis sehen wollte. Als er den Hutu-Vermerk sah, ließ er Pierre passieren, dann befahl er mir, meinen Ausweis zu zeigen. Ich sagte dem Milizionär, Pierre, der nun voranging, habe meinen Ausweis.

„Ich habe seinen Ausweis!“, erklärte Pierre, als er zurückkam und seinen eigenen erneut herzeigte. Der Milizionär warf nicht einmal einen Blick darauf, sondern gab das Signal, mich passieren zu lassen. Ich war verschont worden. Als ich durch die Sperre ging, sah ich einige Leute, denen man befohlen hatte, sich hinzusetzen. Sie warteten darauf, getötet zu werden. Mein Herz wurde von schrecklicher Angst erfüllt.

Sie nahmen Paul an dieser Straßensperre fest, und er musste sich zu der Gruppe derer stellen, die in Kürze sterben sollten. Pierre ging zurück, um über seine Freilassung zu verhandeln, und ich ging mit Jules, Samson und Toto weiter. Sie hatten Paul festgehalten, weil er keinen Ausweis besaß. Am 6. April, nach der Nachricht vom Tod des Präsidenten, hatte Paul seinen Tutsi-Ausweis zerrissen, weil viele Tutsi getötet wurden. Traurigerweise mussten wir ihn zurücklassen. Niemand von uns konnte unserem Freund helfen.

Nur hundert Meter weiter die Straße hinunter stießen Jules, Samson, Toto und ich auf die nächste Straßensperre. Ich sollte erwähnen, dass es sehr schwierig wurde, ohne Pierre voranzukommen, der mich durch die vorherige Straßensperre gelotst hatte. Bevor wir uns von ihm und Paul getrennt hatten, hatte er mir meinen Ausweis zurückgegeben. Vor der nächsten Sperre hielt ich einen Moment an und überlegte, ob ich in mein Haus zurückkehren sollte. Aber auch dort wurden Menschen getötet. Die einzige Option war voranzugehen. Umkehren würde genauso den Tod bedeuten, und Stehenbleiben würde die Aufmerksamkeit der Miliz erregen.

Auf unserem Weg waren wir entsetzt über die vielen Toten auf beiden Seiten der Straße. Als wir uns der Miliz näherten, flehte ich zu Gott: „Herr, verschließe ihre Augen in Jesu Namen!“

Sobald ich dieses Gebet gesprochen hatte, griff Gott ein. Die Milizionäre schienen abgelenkt, und ich ging weiter, ohne dass jemand Fragen stellte.

Ich sprach dieses Gebet mehrfach an verschiedenen Straßensperren, und Gott antwortete sofort. Ich erinnere mich, dass ich an einer Sperre einen Milizionär an einem Verkehrszeichen lehnen sah. Er rauchte irgendetwas, wahrscheinlich Marihuana, denn es sah überhaupt nicht wie irgendeine Zigarette aus, die ich jemals gesehen hatte. Ich wusste, dass auch er bestimmt meinen Ausweis sehen wollte. Sofort flüsterte ich mein Gebet – das gleiche Gebet: „Herr, verschließe seine Augen in Jesu Namen!“ Als ich näher kam, fragte er nach meinem Ausweis, und ich gab ihn ihm. Als er versuchte, ihn zu öffnen, zitterten seine Hände, als wäre er krank. Er kämpfte mit meinem Ausweis und sah mich an.

Dann fragte er: „Du arbeitest nicht mit diesen Rebellen zusammen?“

„Nein!“, antwortete ich.

Er gab mir meinen Ausweis zurück und erlaubte Samson, Jules, Toto und mir weiterzugehen. Ein weiteres Wunder war geschehen, und ich dankte Gott, dass er die Augen dieses Milizionärs geschlossen hatte.

Nach etwa fünfzig Metern kamen wir an eine andere Art von Straßensperre – lediglich eine chaotische Gruppe von Leuten, die die Straße blockierten. Viele fragten nach Ausweisen, und andere waren eifrig dabei, sie herzuzeigen. Ich wusste, sie würden verlangen, dass auch ich meinen Ausweis vorzeigte. Jules und Toto hatten kein Problem, denn sie hatten Hutu-Ausweise, und Samson war zu jung für einen Ausweis, also belästigte ihn niemand.

Dieses Mal war die Situation unvorstellbar schwierig. Da waren eine Menge Milizionäre – mehr als zwanzig, wenn ich mich recht erinnere –, und jeder von ihnen kontrollierte Ausweise und suchte nach Tutsi, um sie zu töten. Ich betete das gleiche Gebet, immer wieder, und bat Gott, ihre Augen zu verschließen, als ich mich durch die

geschäftige Menge der Mörder und Opfer drängte. Als ich voranging, war jeder Milizionär mit jemand anderem beschäftigt und kontrollierte Ausweise. Niemand wollte meinen sehen, weil sie wahrscheinlich dachten, der nächste Mörder würde sich um mich kümmern. Ich schlüpfte durch die Menge und hielt meinen Ausweis in der Hand, bis ich am letzten Mörder vorbei war. Gott zeigte, dass er alles in der Hand hatte.

Doch ein Ende der Straßensperren war nicht abzusehen. Nach weiteren hundert Metern kam ich erneut an eine Sperre am Ende der Straße. Ich vertraute darauf, dass Gott mich nicht im Stich lassen würde, und betete: „Schließe ihre Augen im Namen Jesu!“ Aber die erste Person, die mich sah, wollte meinen Ausweis sehen. Ich zeigte ihn. Als er auf meinem Dokument den Vermerk „Tutsi“ las, konnte er nicht glauben, dass ich dieses tödliche Papier immer noch besaß. „Bist du Tutsi?“, flüsterte er. „Verschwinde!“ Er drückte mir den Ausweis wieder in die Hand, und ich lief weiter. Wieder hatte Gott mein Gebet erhört! Wenn ich zurückdenke, habe ich das Gefühl, Gott wollte mir sagen, dass er nicht nur die Augen der Mörder verschließen konnte. Er lehrte mich, dass er mein Leben retten konnte, auch wenn der Milizionär wusste, wer ich war. Ihm gehen die Optionen nie aus!

Ich rannte nicht, sonst hätte ich Verdacht erregt. Als wir uns gerade mal zehn Meter weiterbewegt hatten, kam ein Lastwagen voller Milizangehöriger an dieser Straßensperre an. Die gesamte Mannschaft an der Sperre richtete ihre Aufmerksamkeit auf diesen Lastwagen. Nun rief mich der Milizionär, der mir gesagt hatte, ich solle verschwinden, zurück. Er sagte dem Fahrer des Lastwagens, er solle uns ein Stück mitnehmen. Als der Fahrer sich weigerte, informierte ihn der Milizionär, wenn er diesen Befehl nicht befolgte, dann würde der Lastwagen nicht weiterfahren. Ich betete und fragte mich, was hier vorging. Alle schauten auf mich, während ich so tat, als hätte ich kein Problem. Ich fürchtete immer noch, sie würden mich durch einen Blick in mein Gesicht erkennen.

Die anderen Milizionäre müssen wohl Verdacht geschöpft und gedacht haben, ich sei Tutsi. Sie fragten meinen Beschützer anklagend: „Kämpfen wir jetzt gegen uns selbst?“ Aber er hörte nicht darauf. Stattdessen packte er mich mit meinem Radio auf dem Kopf

und schleuderte mich in das Fahrzeug. Meine beiden Freunde und Toto folgten und sprangen in den Lastwagen. Nun waren wir unter den Mördern im Wagen. Alle hatten lange Messer und Granaten. Ich verfolgte ihr Gespräch und hörte, dass sie von einem Mordauftrag im benachbarten Gikondo-Gebiet kamen.

Als das Fahrzeug sich vorwärts bewegte, merkte ich, dass Gott uns eine kurze Pause gewährt und uns vor den schlimmsten Szenen bewahrt hatte. Wir hatten erst eine kurze Distanz zurückgelegt, als ich am Straßenrand tote und sterbende Menschen erblickte, die dort aufgestapelt waren. Viele andere lagen überall verstreut herum. Angesichts dieses schrecklichen Anblicks fühlte ich mich furchtbar deprimiert. Damit meine panische Reaktion nicht die Aufmerksamkeit der Milizionäre erregte, versuchte ich mich zu beruhigen und senkte den Kopf, damit die Mörder sich nicht fragten, wer ich sei, und mich ebenfalls augenblicklich töteten.

Bald verließ das Fahrzeug die Hauptstraße und fuhr auf ein Gelände in Kiyovu. Unser Ziel sah aus wie das Haus des Anführers der Miliz. Er schien besorgt, als er ankündigte: „Wir werden in der Region von Gitarama töten, und jeder von euch muss ein Gewehr bekommen.“ Nun waren meine beiden Freunde und ich bei dieser Milizeinheit! Ich hatte keine Vorstellung, was als Nächstes mit uns passieren würde. Nach ein paar Minuten bemerkte uns der Anführer und erinnerte sich daran, dass wir Fremde waren. Er schrie: „Ihr, verlasst mein Grundstück!“

Sofort verschwanden wir und machten uns auf den Weg zurück zur Fernstraße. Wir fürchteten, uns würde noch mehr passieren. Gott hatte diese kurze Fahrt für uns organisiert und uns vor dem schrecklichen Tod gerettet, der uns erwartete. Aber beim Versuch, die Stadt zu durchqueren, war unsere Reise nicht einmal zur Hälfte vorbei.

Bevor wir die Hauptstraße erreicht hatten, stießen wir auf eine große Gruppe Menschen, die auch wegzulaufen schienen. Sie waren in die Gegenrichtung unterwegs. Ich hörte sie Suaheli sprechen. Da ich über sechs Jahre im Kongo gelebt hatte, konnte ich an ihrem Aussehen erkennen, dass sie Kongolesen waren. Ich fragte sie, wohin sie gingen. Sie gaben mir eine ruppige Antwort.

„*Sisi tuna kwenda ku ambassade yetu!* [Wir gehen zu unserer Botschaft!]“, erwiderten sie. Durch ihren Tonfall und ihre Mimik zeigten sie, dass sie mit mir und meinen Freunden nichts zu tun haben wollten. Wir überlegten erst, ob wir uns ihrer Gruppe auf dem Weg zu ihrer Botschaft anschließen könnten. Aber es war klar, dass sie nicht mit uns in Verbindung gebracht werden wollten. So ließen wir sie vorüberziehen und setzten unseren Weg zur Hauptstraße fort.